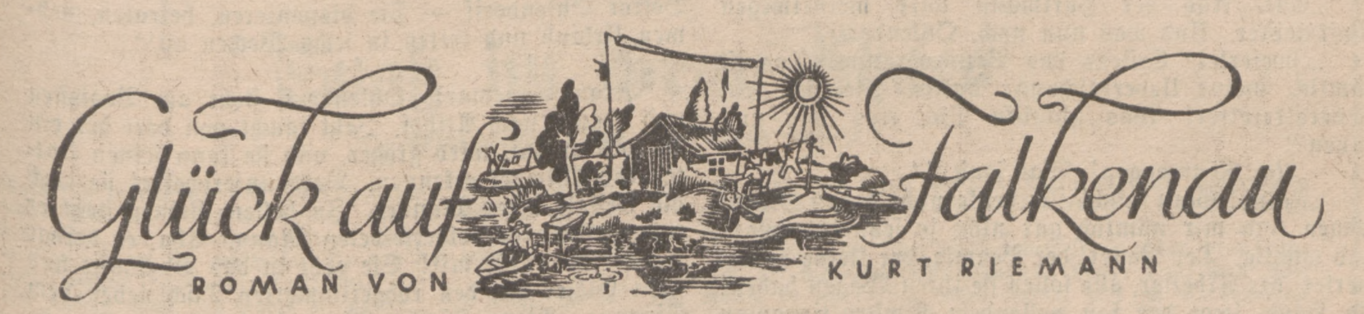
29. September 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 224

In freier Stunde



(Schluß.)

Vater Heinrich und Thormeyer haben es ebenfalls gehört. Sie drücken Heinz schweigend die Hand, als er nach einer guten Stunde mit Thiele in das reservierte Zimmer kommt. Herr Niemöller ist inzwischen auch eingetroffen, freundlich lächelnd, in unverändertem Gleichmut schüttelt er dem Sieger die Hand.

„Da haben Sie also gewonnen, lieber Doktor?! Hab' ich doch gewußt."

„Wieso?"

„Ich rieche das. Gleich damals wußte ich Bescheid, als ich Ihnen nach der Sache mit Korff auf den Zahn fühlte. Meinen Sie, ich hätte Thormeyer sonst ein Sterbenswörtchen von Ihnen gesagt? I wo! Beschlagnahmt hätten wir alles und Sie prozessieren lassen."

„Wissen Sie was Sie sind?" fährt Annemarie empört dazwischen.

„Ein gemeiner Mensch. Ich weiß, gnädige Frau. Aber so was muß auch 'rumlaufen. Darum habe ich Ihrem Gatten . . ."

„Noch nicht, lieber Niemöller!"

„I du lieber Gott, noch nicht, aber bald, und es macht sich besser. Also ich habe ihm einen Vertrag aufgesetzt, der sich sehen lassen kann . . . Hier!"

Er schwenkt ein Papier aus seiner Aktentasche und beginnt vorzulesen.

Thormeyer vertilgt unterdessen zwei Portionen rohen Schinken und schimpft leise, weil die Milch nicht kalt genug ist. Als Niemöller fertig ist, sagt zunächst niemand etwas. Drum fühlt der Generaldirektor sich verpflichtet, einzugreifen.

„Noch nicht in Ordnung! Hunderttausend kriegen Sie für die Erfindung. In bar. Menschenskind, das ist 'ne anständige Stange Geld! Die Motorenabteilung übernehmen Sie an Korffs Stelle. Die ordnungsmäßigen Anteile für Lizenzen sind Ihnen auch sicher. Also bitte, halten Sie keine Volksvorträge, unterschreiben Sie, verloben Sie sich schnell, damit ich meinen Glückwunsch noch anbringen kann, und dann muß ich los. Stephan muß diese Nacht endlich mal schlafen in Köln. Ich kann im D-Zug meine Nachtruhe nachholen. Na also . . ?!"

Da räuspert sich Heinz endlich. Es wird ihm jetzt schwer zu sprechen.

„Herr Generaldirektor . . ."

„Geschenkt! Geschenkt! Weiter! Ja — — oder nein?"

„Also: Ja! Natürlich, ja! Mit beiden Händen greife ich zu. Aber ich habe noch eine Bitte: Wo ich bin, dahin gehören auch meine Kameraden. Hier steht Thiele Hartmann. Der soll mein Werkmeister sein. Ich weiß keinen besseren. Und noch einer darf nicht vergessen werden, einer, der in der Stille half, der sein ganzes Vermögen in unser unsicheres Unternehmen hineinsteckte . . . ja, wo steckt denn der Vater Heinrich?"

Vergebens suchen sie ihn. Er muß sich ganz heimlich gleich nach der Begrüßung davongemacht haben. Der Portier hat einen Brief für Herrn Dr. Ohlendorff, den ihm vor einer Viertelstunde ein älterer Herr gegeben hat.

„Ist der Herr abgereist?"

„Jawohl. Er hat sich von hier einen Wagen kommen lassen."

„Wohin? Hat er etwas hinterlassen?"

„Nein. Nur diesen Brief."

Hastig reißt Heinz den Umschlag auf. Es sind nur wenige Zeilen:

„Liebe Freunde! Ihr seid nun über den Berg, und ich muß endlich mal wieder nach meinen Geschäften sehen. Darum bin ich heimlich verschwunden. Laßt mich nur gehen. Junges Glück und ältere Leute haben nicht viel voneinander. Seid glücklich! Und wenn Ihr unsere Insel mal wiedersehen solltet, denkt an mich. Meinen finanziellen Anteil an des Doktors Erfindung schenke ich der kleinen Monika, Frau Hohenstein in Ostpreußen. Denn wie sagte Tante Fina, als der Schulmeister freite: „Min God, was 'n Unglück! Er ist Schaulmeester, un sie hätt' ooch nix." Außerdem haben die nun schon bald Nachwuchs, und ich hab' es erfahren, was das Verkehrteste auf dieser Welt ist: Man muß Geld haben, so lange man jung ist. Bei mir kam's auch etwas zu spät.

Grüßt alle, den Schorsch besonders, und natürlich auch den Maxl. Vielleicht sehen wir uns im nächsten Jahre wieder. Wenn Ihr mir einen Gefallen tun wollt, laßt mich jetzt ein wenig in Ruhe, denn ich hab' Euch bannig gern und muß mal erst wieder ein bißchen beieinanderkommen.

Euer alter Vater Heinrich."

Stumm bringt er Annemarie den Brief.

Die liest und gibt ihn wortlos zurück.

„Nun ist er fort. Er war der gute Geist unserer Kameradschaft."

„Mir war er mehr," flüstert sie unhörbar. Und dann lauter: „Aber wenn der Sommer wiederkommt, holen wir ihn her, tot oder lebendig."

„Zunächst aber bringt ihr gefälligst eure Angelegenheiten hier in Ordnung!" poltert Thormeyer ungeduldig dazwischen. Er ist nicht für empfindsame Zwischenspiele, wenn's ums Geschäft geht. „Also der Mann da . . . wie heißt er gleich . . .!?"

„Thiele Hartmann."

„Gut. Also der Hartmann wird meinetwegen Werkmeister. Und was nun noch, Ohlendorff?"

„Zweierlei. Erstens das Bauprogramm. Das ist nämlich meine Ueberraschung; halten Sie sich fest, Generaldirektor! Was glauben Sie, was wir nun bauen?"

„Na, Rennwagen! Was sonst?!"

„Falsch! Ganz falsch! Ich denke nicht daran. Rennwagen sind mir nämlich gar nicht so sehr interessant und wichtig. Der Bauer, der Beamte, der kleine Handwerker, der Arbeiter, alle sollen sie ihren Wagen haben! Zu Hause liegt der fast vollendete Konstruktionsplan des Volkswagens. Verkaufspreis etwa um tausend Mark, ein vollwertiges Auto, keine Pappschachtel mit etwas Gummi und Motor. Mit meinem Vergaser brauchen wir mit diesem Spezialmotor rund dreieinhalb Liter auf hundert Kilometer. In den ersten zwei Jahren hat nur die Amag Baurecht, Lizenzen gedenke ich vorläufig nicht zu vergeben. Was sagen Sie dazu?"

Es gibt noch einmal eine spannungsvolle Pause. Thiele macht sein dämlichstes Gesicht. Thormeyer ist aufgestanden.

„Donnerwetter! Haben Sie noch mehr solcher Ostereier auf Lager?"

„Herr General . . ."

„Pssst! Moment mal!"

Er geht auf Heinz zu und legt ihm beide Hände auf die Schulter.

„Ohlendorff," sagt er, dabei klingt seine Stimme sehr zart und vorsichtig, „was Sie da eben gesagt haben, kann ein Witz sein. Dann war es nicht hübsch von Ihnen. Es kann aber auch Ernst sein. Und ich sehe schon an Ihrer Visage, daß das stimmt. Ja, Menschenskind, wissen Sie denn, daß das eine Art Revolution gibt?"

„Na und . . .?"

„Ja, trauen Sie sich das allein auch zu?"

„Das Technische sicher. Kaufmann sind Sie ja."

„Ohlendorff . . . nein, ich werde Sie nicht umarmen, schließlich bin ich kein Backfisch! Ohlsen, Verzeihung . . . Fräulein Doktor Ohlsen . . . kommen Sie mal her!"

Zögernd tritt Annemarie heran. Er packt sie kurz entschlossen beim Kopf und küßt die Ueberaschte auf beide Backen.

„So. Das wäre gemacht. Für Ihren geschätzten Herrn Bräutigam mit dem klugen Köpfchen! Ohlsen, Ohlsen, was müssen Sie für einen Dusel haben, daß Sie ausgerechnet diesen Goldjungen in die Firma bringen! Lächeln Sie nicht so sauersüß, Ohlendorff, zeigen Sie Ihre brutale Eifersucht lieber offen. Bei dem Mädel haben Sie das Recht dazu. Ich entlasse Ihnen diese Dame hiermit aus meinen Diensten. Heiraten Sie bald. Frische Fische, gute Fische. Und damit das Mädchen nicht mit nackten Händen in den Stand der heiligen Ehe tritt, empfängt sie heute schon mein Hochzeitsgeschenk. Fräulein Doktor Ohlsen, ich übereigne Ihnen das der Amag gehörige Grundstück Falkenau. Sie kennen das wohl, nicht? — Moment mal! Keine Widerrede oder Lobhudelei. Bin ich grundsätzlich dagegen. Außerdem bezahle ich das aus meiner Tasche, trotzdem es die Amag im Hinblick auf das Geschäft mit dem Volkswagen ebenso gern täte. Allerdings, die Grundvermögenssteuern müßt Ihr selbst bezahlen. Ohlsen, Sie machen den ganzen Quatsch beim Notar fertig! Wissen doch, dreifache Ausfertigung, ich unterschreibe, sorgen Sie dafür, daß alles rechtzeitig vorgelegt wird . . . hoppla! Sie sind ja entlassen! Na schön. Flucht der Frau aus dem Geschäftsleben. Muß ich das eben allein machen. Niemöller . . . Sie vergessen das nicht! Gleich morgen! Dann brauchen wir die Steuern für September nicht mehr zu bezahlen. Doktor Ohlendorff — Sie disponieren, heiraten, nehmen Urlaub und treten in sechs Wochen an!"

*

Frau Annemarie Ohlendorff steht am Bootssteg und schaunt nach Althof. Jetzt taucht von dort her ein Motorboot auf, wird größer, und sie kann seinen flatternden Wimpel erkennen. Bald unterscheidet sie auch die Gestalt ihres Mannes. In hellem Leinen steht er neben einem dunkelgekleideten Mann. Aha, er bringt Förster Mennicke mit! Sie geht in das Blockhaus und stellt Gläser auf den rohgezimmerten Tisch neben dem Eingang. Wenn Förster Mennicke kommt, werden sie auch etwas Trinkbares mitgebracht haben.

Mit Hallo und Ahoi künden die zwei ihre Ankunft von ferne an. Sie läuft zum Steg und winkt aus Leibeskräften.

Bald sitzen sie zu dritt am Tisch, Förster Mennicke ist oft ihr Gast. Und während Heinz die Post durchsieht, die er von Altdorf mitgebracht hat, kramt der Förster der jungen Frau eine der schönen uralten Dackelgeschichten aus, die er alle seinem Satan zuschreibt.

„Hier, für dich, Kind! Aus Ostpreußen!"

Annemarie erkennt die Handschrift Monikas. Wie mag es den beiden an der Grenze gehen und wie nehmen sie die kleine Erbschaft von Vater Heinrich auf? Eine Weile herrscht tiefes Schweigen. Förster Mennicke schlendert verständnisvoll ein Stück am See entlang.

„Annemarie . . . der Notar schreibt hier, daß er die Spur von Hambachers Frau gefunden hat. Sie soll in Essen bei einer alten, halbverblödeten Tante in bitterer Armut gelebt haben."

„Lebt sie noch?"

„Nein. Sie ist tot. Aber ihr . . . sein Kind. Es ist ein Mädchen. Zwölf Jahre müßte es jetzt sein."

Annemarie sieht ihn groß an.

„Wir wollen sein Erbe gut bewahren. Es soll meine erste Aufgabe sein, wenn wir zurückkommen."

„Ich danke dir."

Er greift zärtlich ihre Hand und küßt sie. „Du verstehst mich immer . . . auch ohne Worte."

„Bin ich nicht deine Frau . . .?"

„Mehr. Du bist mein Kamerad. Mehr kann ein Mann im Leben nicht verlangen. Und wir sind sparsam mit diesem Wort geworden. Wir alle, die noch draußen waren achtzehn."

Sie wehrt verlegen ab.

„Weißt du, was Monika schreibt? Sie kriegen zu Ostern ein Kind. Vater Heinrichs Geschenk kommt ihnen gerade recht."

„Das glaube ich. Das ist eine Rente, die nicht zu verachten ist."

„So viel?"

„Vater Heinrich hat fast zwanzigtausend Mark hineingesteckt. Die werden sich gut verzinsen für die beiden Ostpreußen da oben."

„Drei sind's nun bald."

„Glückspilze. Denen fällt alles man nur so zu. Ich werde mich als Pate anmelden. Aber da kommt

Förster Mennicke. Entschuldige, doch nun müssen wir die Bowle ansetzen, du weißt, wenn die nicht richtig ist, da knurrt er wieder . . . bleib du hier! Bist beurlaubt. Das ist Männersache, nicht wahr, Vater Mennicke . .?"

Heinz fährt ihr zärtlich durchs Haar und stelzt mit dem Förster ins Blockhaus.

Annemarie aber sitzt noch ein Weilchen, still, verträumt, dann schlendert sie zum Ufer und schaut ins Sommergewölk, das sich über den Gipfeln der errötenden Kiefern in den Abend tummelt.

Sommer . . . Liebe . . . Glück . . . Glück auf Falkenau.

In welches Mächtigen Hand stehen wir alle . . . von heut auf morgen schenkt er Glück oder Verderben, Gnade oder Verdammnis, Leben oder Tod . . .

Monika . . . ein Kind?

Und wenn der Sommer blüht übers Jahr? Sie fühlt eine Verheißung in sich wachsen und lächelt.

Dann ruft sie die warme Stimme ihres Mannes.

Spaß im Gran Chaco

Abenteuerliche Skizze von **Konrad Seiffert**

Natürlich kamen wir auf blöde Gedanken. Wenn Männer zusammen sind, die nichts weiter tun, als im Schatten liegen, rauchen, dösen, mit Revolvern spielen, dann kann das gefährlich werden. Es wurde gefährlich. Es gab fast jeden Tag eine Schießerei wegen irgendeiner Nichtigkeit.

Sie neckten mich. Ich mußte mitmachen. Ich mußte meine Löhnung an die Männer verspielen.

Einer der schlimmsten meiner Peiniger war ein Mulatte vom Parana, Fernando, ein Riese, dem ich kaum bis zur Schulter reichte. Dieser Fernando hatte meine Ausplünderung planmäßig durchgeführt. Ich war wehrlos dagegen. Ich besaß nichts außer Hemd, Hut, Hose und den Schuhen.

Wir saßen unten am Ufer, im Kreis, beim Schnaps. „Nein," sagte ich noch einmal, „ich habe wirklich kein Geld mehr, es hat keinen Zweck, Ihr versäumt nur eure Zeit."

Da sprang der Mulatte wütend auf und hob mich mit einem Ruck hoch. Ich wollte mich wehren und strampelte mit den Beinen. Der Mulatte hielt meine Arme dicht an meinen Körper gepreßt.

„Loslassen!" schrie ich. Meine Stimme schrillte. Es war Angst. „Loslassen! Was wollt Ihr eigentlich von mir?"

Vergebens . . . Sie lachten. Sie johlten. Sie tanzten um mich und um Fernando herum. Der Mulatte schleifte mich den Abhang hoch, während ich schrie und mich bemühte, wenigstens die Arme freizubekommen.

Sie hatten alle zuviel getrunken. Ich trat mit den Füßen nach den Knien Fernandos. Manchmal traf ich gut. Aber jedesmal, wenn ich getroffen hatte, preßte mich der Kerl noch fester an seinen Leib.

Was wollte die johlende Gesellschaft eigentlich von mir? Was konnte mir geschehen? Nichts. Berauben? — Ich besaß nichts. Ermorden? — Wozu? Weil ich nicht mit ihren Karten spielen wollte? — Allerdings: man fragte hier nicht viel nach Gründen.

An der steilsten Stelle des Uferabhanges stolperte der Mulatte. Er mußte eine Hand loslassen, weil er die brauchte, um sich an einem Grasbüschel festzuhalten. Und sein linker Arm, der mich noch umklammert hielt, gab gleichzeitig erheblich nach. Mit dem Absatz meines Stiefels traf ich jetzt das Knie des Riesen, daß er aufheulend zusammenzuckte. Und dann bekam ich meine Arme frei, hieb wie toll in das breite, fett- und schweißglänzende Gesicht des Mulatten. Blut schoß aus seiner Nase, er verdrehte die Augen, das Weiße seiner Augen sah rötlich aus. Ich hieb in diese Augen, die mich anstierten, der Kerl grunzte und keuchte, sein heißer Atem ging mir mitten ins Gesicht, er griff wieder mit der rechten Hand nach mir, er griff daneben, er stolperte noch einmal und im gleichen Augenblick drehte ich mich aus der gelockerten Umklammerung heraus, hieb in neuer Wut noch einmal nach dem glänzenden Gesicht, schlug vorbei, in die Luft, die Wucht des Schlages brachte mich zum Taumeln, ich stolperte, fiel, raffte mich wieder auf, stolperte wieder, fluchte, schrie in meiner Angst.

Alle lachten, gröhlten, johlten, freuten sich über mich Ungeschickten. Ich rannte den Hügel hinunter, durch den weißen, mahlenden, saugenden Sand des Flußufers. Hinter mir schrien sie. Ich verstand nichts.

Dann hörte ich Fernando. Er keuchte. Sein schwerer Körper schoß hinter mir her, den Abhang hinunter, wie eine Dampfwalze. Er wird dich zermalmen, wenn er dich erreicht, dachte ich, er darf dich nicht erreichen. Der Sand hing wie Blei, wie kochender Asphalt an meinen Schuhsohlen. Vor meinen Augen flimmerte es. Die Sonne flirrte über den unbarmherzigen Sand. Zweihundert Meter waren es vielleicht noch bis zum Fluß hin, der in vier flachen Armen durch die Unendlichkeit dieser Ebene kroch.

Zur Regenzeit, dachte ich beim Rennen, zur Regenzeit ist dieser Mistfluß ein gelbes, gurgelndes Meer ohne Ufer. Und jetzt, wo man ein Hindernis für einen verrückt gewordenen, betrunkenen Mulatten braucht, jetzt kann man sich die Lunge aus dem Hals rennen!

Mein Herz raste. Aber ich kam dem Fluß näher, dem ersten Flußarm, der vielleicht fünfundzwanzig Meter breit war. Wie tief mochte er sein? Ich dachte daran, daß ich ein schlechter Schwimmer war. Aber ich rannte auf das Wasser zu. Mir blieb weiter nichts übrig. Dicht hinter mir keuchte, röhrte, rasselte der Mulatte.

War dieser Tümpel für diesen Kerl ein Hindernis? Als Junge hatte ich irgendwo einmal gelesen, daß die Mulatten nicht schwimmen können. Lächerlich war das! Aber vielleicht stimmte es trotzdem!

Nun rannte ich über den Sandrücken. Schräg unter mir schlich langsam, undurchsichtig das Wasser des Flußarmes. Hinunter hinein. Alles war gleichgültig!

Rechts von mir schoß zischend ein Alligator in den Fluß. Ein Riesentier. Allmächtiger! Mir stieg es sauer aus dem Magen auf. Ich mußte die Augen schließen. Wenn ich doch lieber stehen blieb? Ich mußte mein Tempo schon verlangsamt haben. Denn nun war Fernando ganz dicht hinter mir. Ich drehte mich im Laufen nach ihm um. Sein Gesicht war unbeschreiblich verzerrt. Er hielt sein Messer in der Hand. Es war klar, daß er mich erledigen würde . . . Und der Alligator?

Hinein ins Wasser! Das Wasser war eine lauwarme Jauche, eine Brühe mit Schlamm, langen Fäden pestartigem Gestank quakenden Blasen. Ich plantschte mit den Händen kräftig drauflos. Denn, so steht es in vielen Büchern geschrieben, je mehr Lärm man beim Durchwaten eines Flusses mache, desto weniger angriffslustig seien die Alligatoren.

Der Alligator griff nicht an. Die Jauche spritzte unter meinen Schlägen hoch, stemmte sich gegen meine Schenkel und gegen meine Brust; ich versank in ihr bis zu den Schultern, bis zum Hals, und hinter mir schnaufte der Mulatte. Er war doch ins Wasser gegangen. Es stimmte also nicht, was ich in den interessanten Heften mit den bunten Titelbildern gelesen hatte.

Ich keuchte weiter. Zu schwimmen brauchte ich nicht. Ich kam so an das andere Ufer. Aber der Mulatte doch auch! Das Wasser ging mir nur noch bis zu den Hüften. Noch ein paar Schritte, und ich war sicher vor dem Alligator.

Da heulte der Riese hinter mir auf. Ich tat noch zwei Schritte. Dann zitterten meine Knie so stark, daß ich umzufallen drohte. Ich merkte, wie das Blut in meinen Adern stillstand. Ich drehte mich nach dem Mulatten um . . .

Der Alligator hatte ihn gepackt. Die Bestie war von vorn an den Menschen herangeschossen, hielt ihn an Brust, Schulter und Oberarm zwischen den zermalmenden Kiefern und zerrte ihn tiefer ins Wasser hinein. Aber sie zerrte nicht lange. Der Kerl stach mit dem Messer, das er in der Hand hielt, in das rechte Auge des Alligators. Er traf. Er drehte das Messer im Auge um. Er bohrte es ganz tief, bis zum Heft hinein und ruckte mit ihm hin und her. Blut, Schaum, graues, rötliches Gerinnsel floß über den Kopf des Tieres.

Dann ließ der Alligator los, verschwand. Der Mulatte schwankte. In der rotgefärbten Stelle des Flußarmes legte er sich langsam um. Das wollige Haar seines Kopfes war das letzte, was ich von ihm sah. Neben dem Alligator verschwand er in der Brühe aus Wasser, Schlamm und Blut.

Auf allen Vieren kroch ich auf den Sand. Dort blieb ich liegen, ohne mich zu bewegen. Als ich wieder einigermaßen zu mir gekommen war, standen sie drüben auf der anderen Seite des Flußarmes. An der Stelle in der Jauche, wo der Alligator und der Mulatte verschwunden waren, brodelte es von hunderttausend Flossenschlägen: die Räuber, die Piranyas, die Gesundheitspolizisten der Flüsse, waren schon am Werk.

Von drüben riefen sie mir zu, ich solle nur ruhig warten,

bis die Piranyas so ziemlich fertig seien. Und sie würden mir schon helfen. Dann machten sie ein paar Sprengpatronen zurecht. Wir, sie auf ihrer Seite, ich auf meiner, wir gingen etwa hundert Meter flußaufwärts. Dort warfen sie die Patronen ins Wasser. Aber diese Vorsichtsmaßregel war nicht einmal notwendig. Nur einige der Raubfische kamen tot an die Wasseroberfläche. Die anderen waren noch mit dem Mulatten und mit dem Alligator beschäftigt.

Tragödie einer Frau

Von Franz Schauwecker

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in einer kleinen Stadt des östlichen Deutschlands ein Arzt namens Haug mit seiner Frau. Die Ehe war kinderlos und nicht glücklich. Der Arzt war als ein mürrischer und nörglerischer Mann bekannt. Infolgedessen mied ihn jeder, wenn er nicht dringend — das heißt als Patient — mit ihm zu tun hatte. Gesellschaftlichen Umgang hatte das Ehepaar infolgedessen kaum, und dem Arzt in seiner finsteren Art machte das Behagen.

Seine Frau, die jung und hübsch war, hielt sich ebenfalls von jedem Verkehr zurück, obwohl ihr die Lebenslust aus den Augen schimmerte. Die Anwohnenden hörten den Arzt häufig mit seiner Frau schelten, aber die Frau antwortete fast nie.

Da Haug ein sehr guter Arzt war, war er auch sehr gesucht und erwarb im Laufe der Jahre rasch ein erhebliches Vermögen.

Die Frau verreiste des öfteren für einige Tage, manchmal auch für Wochen. Wenn sie abfuhr, war sie fröhlich; wenn sie zurückkam war sie traurig. Man erzählte sich, wie es in kleinen Städten üblich ist, allerlei über sie, aber man konnte ihr nicht das geringste nachweisen.

Im geheimen aber hatte sich im Laufe der Jahre folgendes abgespielt: die Frau hatte in einer der benachbarten Städte einen jungen Gutsbesitzer kennengelernt, und es war wohl nicht weiter verwunderlich, daß dieser von ihrem Manne zurückgestoßenen und schlecht behandelten Frau jener andere, der liebenswürdig und klug war, gefallen hatte. Daraus hatte sich eine engere Beziehung entwickelt. Nun hatte die Frau versucht, von ihrem Manne loszukommen, aber er mochte sie nicht freigeben, obwohl er von jenem Verhältnis nicht das mindeste ahnte.

Mit der Zeit kam jener Gutsbesitzer in große wirtschaftliche Schwierigkeiten und stand davor, die Frucht auf dem Halm verpfändet zu sehen. Er konnte sich noch ein viertel oder ein halbes Jahr hinschleppen, aber das Ende war vorauszusehen.

In dieser Zeit fiel dem Arzt das unstete Wesen seiner Frau auf. Er forschte nach, — wie es sich später herausstellte, kam er hinter die Sache, wenigstens schöpfte er einen starken Verdacht.

Die Frau witterte Unrat und fühlte sich unsicher, namentlich als er eines Tages das Dienstmädchen zu dem Notar der kleinen Stadt schickte. Sie hatte Anlaß zu der Annahme, daß der Notar der an diesem Tage zu kommen verhindert war, aber am nächsten Tage vorzusprechen versprach, zu dem Zwecke gerufen wurde, das Testament ihres Mannes zu ihren Ungunsten zu ändern. Da das Vermögen des Arztes beträchtlich war, war dies für die Frau von großer Bedeutung, vor allem aber auch deswegen, weil sie an jenen Gutsbesitzer denken mochte, der vor dem Ruin stand.

Mit einem Schlage also stand die Frau vor einer Art von Entscheidung. Der Schritt des Notars über die Schwelle konnte, vielleicht mußte er Unheil bedeuten, ein Unheil, in das ihr Freund hineingezogen werden konnte.

Noch hatte sie einen halben Tag und eine Nacht Zeit. Sie ging wie getrieben ruhelos durch die Zimmer, sie nahm den Staublappen und legte ihn wieder weg, sie ließ das Essen anbrennen, sie starrte auf die sonnenhelle Straße, auf der die Bauern zum Markt zogen, sie betrachtete ihr bleiches Gesicht im Spiegel, sie zupfte an ihrem Kleide, sie atmete hastig und schwer.

Mit dem Einbruch der Dämmerung verstärkte sich ihre Unruhe bis zur Unerträglichkeit. Sie wälzte sich schlaflos im Bett, sprang heraus, tastete sich zum Balkon, schlich in Frost und Hitze zum Arbeitszimmer ihres Mannes und kam plötzlich hart und entschlossen zurück.

Dann trat sie an das Bett ihres Mannes, setzte ihm in der hellen Dunkelheit der Sommernacht die Pistole an die Schläfe und drückte ab. Nach dem Schuß stürzte sie wahnsinnig aus dem Zimmer, weckte ihr Dienstmädchen und schickte sie zur Polizei. Die Polizei kam, zwei kümmerliche, säbelbeinige Männer die völlig verstört vor Aufregung waren und gleich darauf erschien ein befreundeter Arzt ihres Mannes, um seinen Kollegen zu untersuchen. Er stellte den Tod fest. Der Arzt sah die Frau des Kollegen an, die er gut kannte. Sie nickte langsam vor sich hin, kaum hörbar sagte sie: „Ich hab' ihn erschossen, ich konnte es nicht mehr ertragen." Damit fiel sie in einen Sessel und blieb regungslos sitzen.

Schon wollte der Arzt, der dies Bekenntnis schweigend angehört hatte, sich entfernen, als er plötzlich einen merkwürdigen Blick auf den Toten warf, den Kopf schüttelte, die Achseln zuckte und sich von neuem über den Leichnam beugte. Er wurde offenbar von einer sonderbaren Erregung befallen, brummte etwas vor sich hin, untersuchte den Körper nochmals, trat dann ins Zimmer zurück und ging rasch einige Male auf und ab, während die Polizisten ihn ratlos ansahen und die Frau wie gelähmt in einer Ecke vor sich hinstarrte.

Der Arzt trat nochmals zu dem Toten, untersuchte ihn noch einmal und sagte dann mit fester Stimme: „Hier liegt kein Mord vor. Der Tote war, als der Schuß fiel, bereits tot, und zwar an Herzschlag. Hier ist ein Toter erschossen worden."

Die Frau fuhr hoch und stammelte etwas Unverständliches. Dann fiel sie ohnmächtig zusammen. —

Jene Zeit entschied über diesen merkwürdigen Fall damals folgendermaßen: da hier niemand getötet worden ist, ist die Anklage wegen Mord unhaltbar, und das Gericht kann keinen Grund zum Einschreiten sehen. Die Klage wird als gegenstandslos abgewiesen, und die Verhaftete ist auf freien Fuß zu setzen.

Die Rechtsprechung des Volkes lautete so: das weitere Verbleiben der Frau in der Stadt wurde ihr unmöglich gemacht, so daß sie Unterkommen in einer anderen Provinz suchte. Als aber auch dorthin der Bericht über jene unselige Nacht durchgesickert war, war auch dort ihres Bleibens nicht länger. So floh sie von Ort zu Ort, bis sie im fernsten Westen endlich einen Unterschlupf fand.

Ihr Freund sagte sich von ihr los und ging lieber mit seinem Gut zugrunde, als daß er sich mit dieser Frau und ihrem Geld vor dem Ruin bewahrt hätte. Und auch er verfiel einer allgemeinen Nichtachtung, denn die meisten sagten, er hätte diese Frau, die auch für ihn gehandelt hätte, nun gerade zu der seinen machen müssen . . .

Töne und Mißtöne

Lustige Musiker-Anekdoten

Vorschlag

Heinrich Bötel — wer würde ihn, den „Postillon von Lonjumeau", nicht kennen? — gab einmal in Wien ein Gastspiel. Da machte ein Mitglied des Orchesters dem Direktor Pollini, Bötels Entdecker, einen witzigen Vorschlag:

„Sie haben, Herr Direktor, mit Glück einen Kutscher veranlaßt, Sänger zu werden. Aber nun sollten Sie zum Heile der Künst noch etwas anderes tun."

„Nämlich?"

„Sie sollten einige Sänger veranlassen, Kutscher zu werden.

Scherzwort

Als seiner Zeit die berühmte Opernsängerin Sucher die großen Triumphe feierte, erfand jemand ein nettes Scherzwort:

„Es ist alles recht schön und gut — aber der Mensch vergöttere die Sucher nicht."

Empörung

Pepi Gallmeyer probte zu Brünn in dem Stück „Ihr Korporal" mit dem Schauspieler Drucker. Als nun im zweiten Akt die Stelle kam, wo er als Istvan ihr einen Kuß zu versetzen hatte, wagte er nur schüchtern und leise die Lippen der Künstlerin zu berühren.

„A, das is nix," rief ihm Frau Pepi zu, „frischer, kecker und feuriger!"

Er tat es mit Vergnügen — aber ohne Schwung.

Allgemeine Heiterkeit ergriff das Personal, als nun Herr Drucker mindestens fünfmal den Kuß probieren mußte. Die Heiterkeit ging jedoch in homerisches Gelächter über, als Frau Gallmeyer schalt:

„Na, hören Sie — jetzt muß ich nach Brünn gastieren kommen, damit Sie das Küssen lernen!"

Bismarcks Antwort

Bismarck wurde einmal bei einem musikalischen Abend von einer Dame gefragt:

„Durchlaucht lieben die Musik?"

Worauf der Fürst erwiderte:

„Nein -- aber ich fürchte sie auch nicht."

Rezept

Richard Strauß und Ferdinand Löwe waren zusammen in Pest und Strauß dirigierte in dem Konzert eine Beethovensche Symphonie. Nachher fragte Löwe:

„Herr Doktor — warum haben Sie das Ritardando im letzten Satz so auffallend langsam genommen?"

„Ja, lieber Direktor — das muß man. Wenn's man nicht auffallend macht, merkt es ja das Publikum nicht."

Noch einmal

Probe der Alpensymphonie.

Bei den wilden Geigenpassagen im Abschnitt „Gewitter und Sturm" entfährt dem Konzertmeister unversehens der Geigenbogen und fällt zu Boden.

„Halt!" ruft Richard Strauß und klopft ab. „Wir müssen das Gewitter noch einmal machen, meine Herren — der Konzertmeister hat seinen Regenschirm verloren!"